

Rainer Moritz

*Mein Vater,  
die Dinge und der Tod*



Kunstmann

kraftvollem Realismus eingefangen hatte. Ahnte er, dass andere dieses Bild gerade wegen seiner Dynamik, seiner kraftstrotzenden Körper schätzten? Wie Adolf Hitler. In dessen Arbeitszimmer in der Neuen Reichskanzlei, Berlin, Wilhelmstraße, hing Berichten zufolge Roloffs großformatiges Gemälde *Flüchtende Pferde*. In Hitlers Münchner Jahresschauen der Großen Deutschen Kunstausstellung, dem Gegenentwurf zu dem, was man als »entartete« Kunst denunzierte, stellte Alfred Roloff acht Mal aus, darunter Hitlers *Flüchtende Pferde* und Vaters *Pferde im Gewitter*, die Joachim von Ribbentrop, der NS-Außenminister, gekauft haben soll. Was ist nach dem Krieg aus dem Original geworden? Im Deutschen Historischen Museum in Berlin, wohin eine Spur führte, lagern, sagte man mir, die *Pferde im Gewitter* nicht. Wo ist das Original heute?

Erfahren habe ich von der Geschichte des Bildes erst spät. Roloffs Präsenz im Nationalsozialismus kannte mein Vater wohl nicht, sie hätte ihn kaum interessiert, allenfalls als Kuriosum. Das alles spielt eine Rolle, aber welche nur? Seitdem ich denken kann, hängt es über unserer Couch. Kein helles, freundliches Sommermotiv, stattdessen eines, das den Raum verdunkelt. Was mögen Gäste, die zum ersten Mal zu uns kamen, gedacht haben, als sie es erblickten? Dass Vater es eigenhändig gemalt habe, wurde stets erwähnt. Der kaufmännische Angestellte als Freizeitmaler. Kein Original, kein Meisterwerk der Kunstgeschichte gewiss, doch auch keine geschmacklose Idylle eines Spitzweg-Epigonon, kein tiefender Sonnenuntergang, kein Hirsch am Waldrand. *Pferde im Gewitter*, das war Vaters Bild, ein Teil von ihm, aus der Zeit, als er noch malte. Es ist immer noch Vaters Bild. Wo wird es in dreißig Jahren sein?

Sein Hobby gab er irgendwann auf. Es blieb ihm zwischen Beruf und Familie offensichtlich zu wenig Zeit. Nie habe ich ihn malend erlebt, mit Pinseln und Tuben an einem Bild arbeitend. Gern wäre ich stolz auf ihn als Künstler gewesen, ihm zu Füßen gelegen, hätte ihm zugeschaut, wie er die Vorlage taxiert, die Körperlinien der Pferde zu treffen versucht. Eine Wunschvorstellung. Allenfalls wenn seine Enkelkinder ihn baten, für sie einen Fuchs oder einen Spatz zu zeichnen, ließ er sich nicht zweimal bitten, kramte sein verschollenes Talent hervor und brachte mit wenigen Strichen zuwege, was ich mit vielen Strichen nie zuwege gebracht hätte. Er sah nichts Transzendentes in Bildern, mit abstrakten Gemälden konnte er nichts anfangen, er wollte die Welt getreulich nachbilden mit klaren Farben und klaren Konturen, das gefiel ihm. Wie seinen Enkeln.

Ehe Vater in den Ruhestand ging, nach bald fünfunddreißig Jahren nicht mehr tagein, tagaus seinen Schreibtisch aufsuchte, hatte sich Mutter Gedanken gemacht. Was würde ihr Kurt den ganzen Tag über zu Hause anstellen, mit sich anfangen? So erinnerte sie sich an seine künstlerischen Jugendjahre und schenkte ihm zum Start ins Rentnerdasein eine Staffelei mit kompletter Ausrüstung. Jetzt könntest du doch wieder mit dem Malen

anfangen. Vater freute sich über das Geschenk, doch seine Haltung drückte Unsicherheit und Distanz aus. Eine Zeit lang ermunterten wir ihn, sich wieder auf sein Können zu besinnen. Er scheute sich, raffte sich nicht auf. Dann gaben wir unser Nachfragen auf. Hat mein Vater als Ruheständler je ein Bild gemalt, eine Skizze begonnen, hat er die Ölfarbtuben je aufgeschraubt, einen Pinselstrich getan? Vielleicht, doch die Staffelei kam mir vor allem als stille Mahnung vor, als pädagogischer Fingerzeig, der nichts nutzte. Vater wollte nicht zurück. Seine Pferde im Gewitter genügten ihm. Irgendwann verschwand die Staffelei im Jugendzimmer, blieb lange in dieser Versenkung.

## DIE MUSIKANLAGE

Eine Anlage, eine gediegene Grundig-Anlage, gekauft im Fachgeschäft Elektro Weber. Zentimetergenau wurde sie in die Schrankwand eingepasst. Radio, CD-Player, Plattenspieler in elegantem Schwarz und mit zwei Boxen, die auf keinen Fall zu kräftig aufgedreht werden durften. *Nicht so laut!* Ein banger, ja zorniger Aufschrei, der sich oft keinem bestimmten Elternteil zuordnen ließ. Als hätten Mutter und Vater gemeinsam gerufen, in ihrer Angst, die Ordnung im Haus ungebührlich zu stören. Man nimmt Rücksicht auf die anderen Mieter. So lief Popoder Schlagermusik bei uns nie in angemessener Lautstärke. Wäre aus den beiden anderen Wohnungen Lärm zu uns gedrungen, hätte sich Vater umgehend beschwert. Er fühlte sich als Mieter erster Klasse, als eine Art Hausverwalter, der den anderen im Zweifelsfall erklärte, wie die Angelegenheiten zu regeln waren. Schon beim Einzug hatte er den Bauleiter zurechtgewiesen, weil im Treppenhaus eine Wand nässte, ein zweites Mal gestrichen werden musste. Ein Neubau, der transpirierte, Pfusch. Vollkommen beheben ließ sich die Sache nicht. Noch heute, wenn ich im Zimmer meiner Jugend schlafe, bemerke ich im obersten Stockwerk den unregelmäßigen Farbauftrag, sind die bald fünfzig Jahre alten bräunlichen Schatten nicht zu übersehen.

Genauestens achtete Vater darauf, dass die Haustüre abends verriegelt wurde, doppelt. Wer wollte in Heilbronn nach 22 Uhr aus dem Haus gehen? *Ist schon abgesperrt?* Den Klang von Vaters Frage habe ich im Ohr. Nie wäre er zu Bett gegangen, ohne sich darum zu kümmern. Am liebsten erledigte er das selbst, sicher ist sicher. Meine Mutter pflegte diese Tradition lange weiter. Erst im hohen Alter resignierte sie allmählich, da den neuen Mietern die Haustürverriegelung gleichgültig war. Jetzt lässt sie die Tür über Nacht, wie sie ist. Drohende Einbrüche beschäftigen sie nicht mehr.

Mit den meisten Mietern kam Vater zurecht. Zum Glück wohnten nie allzu viele Kinder im Haus, die herumtrampelten und herumlärmt. Manche der Familien verzichteten auf Teppiche, was ihm als eine rücksichtslose Zumutung erschien, stolzierten womöglich in Stöckelschuhen übers Parkett. Lediglich mit den Albingers im zweiten Stock gab es Probleme. Mit ihm hatte Vater beruflich zu tun, sie stammte aus Kiel, passte also nicht ins Schwabenland. Sie gab sich blasiert und trat mit Perücke auf die Straße, während sie bei ihren Gängen durchs Haus keinen Wert auf gut sitzendes Haar legte. Drinnen pfui, draußen

hui. Als sie sich mit Mutter anlegte und sie »kleinkariert« nannte, lief Vater zur Hochform auf, rief abends bei den Albingers an und schrie in den Telefonhörer. Stocksteif saßen wir im Wohnzimmer, sahen uns an, als ginge der bürgerliche Frieden an diesem Tag unter, als würde Vater gleich durchs Treppenhaus nach oben hasten und sich mit Albinger duellieren. Ja, er ließ sich nichts gefallen, das imponierte mir, und zugleich wollte ich nicht hören, wie er Herrn Albinger drohte, von einer Kündigung des Mietvertrages sprach. Was außerhalb seiner Kompetenzen lag. Der cholerische Vater, dessen Laune binnen kurzer Zeit umschlug, der heitere Vater, dessen Gesicht kurz darauf von seiner Wut keine Spuren mehr zeigte.

Laut ging es selten zu in unserem Haus. Daran änderte der Plattenspieler nichts. Vater liebte »gute Stimmen«, Opern- und Operettensänger. Wie er im Fernsehen beim *Blauen Bock* zum Beispiel darauf wartete, dass Hermann Prey, Rudolf Schock und Erika Köth auftraten – und nicht diese Schlagersternchen mit den dünnen Stimmen, die, so sein Standardvorwurf, das Mikrofon verschluckten, um sich überhaupt Gehör zu verschaffen. Einige Schlagersänger wie Karel Gott, Freddy Quinn und Nana Mouskouri fanden Gnade vor seinen Ohren.

Rudi Schurickes *Capri-Fischer* war sein Leib-und-Magen-Lied. Zwanzig Jahre alt war er, als alle Rundfunksender das Lied spielten. In der Nachkriegszeit, da Vater schnell Fuß fassen wollte, meine Mutter in Neusäß kennenlernte, sie gemeinsam Feldhandball spielten. Rudi Schuricke und René Carol lieferten die Begleitmusik, mit ihren tanzbaren Sehnsuchtsliedern, deren süßlicher Kitsch half, das Vergangene auszublenden, zu übertünchen und in der neuen Zeit anzukommen. Vaters eigene Stimme konnte sich hören lassen, er sang auf Betriebsfeiern, davon gibt es unscharfe Fotografien, und er sang, wenn wir zwei-, dreimal im Jahr nach Schwandorf in der Oberpfalz fahren, um seine Mutter und seine Geschwister zu besuchen. Er hatte als Einziger der vier Kinder die Oberpfälzer Heimat verlassen, anderswo sein Glück gesucht, erst in Fürth, wo er bei einer Polsterfirma arbeitete, dann in Heilbronn.

Er legte Ehrgeiz an den Tag, wollte am Wirtschaftswunder teilhaben, vorankommen. Bei unseren Besuchen in Schwandorf wunderte sich eine seiner Schwägerinnen darüber, wie der Kurt das ohne höhere Schulbildung geschafft hatte und schließlich sogar einen Audi 80 fuhr. Übertroffen nur von seiner deutlich jüngeren Schwester Marerl, die am meisten Weltläufigkeit zeigte und eine weiße, kantige Giulietta fuhr, ein italienisches Fahrzeug, das Vater nie in die Garage gekommen wäre.

Wenn wir abends in Schwandorf beisammensaßen, Bier und Obstler flossen, ließ sich Vater nicht lange bitten und begann zu singen. Fast immer, will es mir im Nachhinein scheinen, trug er Schurickes *Capri-Fischer* vor, mit klarer Stimme, sich im Bewusstsein

seiner Wirkung wiegend, als habe er ein Mikrofon in der Hand ... *Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt, und vom Himmel die bleiche Sichel des Mondes blinkt* ... Geheuer war mir das als Kind nicht, eher unangenehm. Der eigene Vater, der sich als Sänger produzierte, das ignorierte ich lieber und ging zu meinen Cousins und Cousinen ins Nebenzimmer. Die Alten sprachen über langweilige Dinge, über früher, den Krieg, oder sie gerieten in Streit, wenn es ums Politische ging. Vaters älterer Bruder war Arbeiter geblieben, warf ihm vor, sich von den Wurzeln der Familie abgewandt zu haben.

Vater war ein gut aussehender, fescher Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und einem großen Kopf, den seine Kinder von ihm geerbt haben. Wenn ich mir Zackenrandfotos von ihm anschaue, meine ich, dass er den Schlagersängern jener Jahre ähnlich sah, den Schurickes, Carols, Hagaras und Bertelmanns. Zeittypische Gesichter und Frisuren, mit Haarcreme sorgfältig pomadisiert. So wie die Frauen sturmsichere Dauerwellen trugen oder Anneliese-Rothenberger-Hochfrisuren, die eine Menge Arbeit erforderten. Habe ich, wenn schon nicht Vaters Gesangsqualitäten, seine Lust am Auftritt von ihm geerbt, sein nie unsicher wirkendes Vor-die-Leute-Treten?

Den Umgang mit dem CD-Player überließ Vater lieber Mutter, die ihm in seinen letzten Jahren Einspielungen seiner Lieblingssänger besorgte: des Baritons Ludwig Baumann zum Beispiel. Auf dem Grundig-Radioteil klebt seit Jahren ein roter Punkt, der es Vater ermöglichte, den, nein: seinen Bayerischen Rundfunk problemlos zu finden, in der Zeit, als seine Augen schwächer wurden. Unsicher schob er seinen Oberkörper nach vorne, drückte die von Mutter markierte Taste und nahm wieder im Sessel Platz. Der Bayerische Rundfunk war der Bayerische Rundfunk, da konnte sich der Süddeutsche Rundfunk anstrengen, wie er wollte, gegen den vertrauten Heimatsender wuchs kein Kraut.

Vor allem am Samstagnachmittag, wenn von den Bundesligaplätzen berichtet wurde, wenn die Schlusskonferenz den Wochenendhöhepunkt bot, vertraute er den fränkischen und bayerischen Reportern, vertraute er Bayern 1. So wuchs ich mit den Stimmen von Oskar Klose, Ludwig Maibohm, Sammy Drechsel und Günther Koch auf, dirigiert von Fritz Hausmann im Studio. Ja, sogar einem Nachgeborenen wie Gerd Rubenbauer gewann er etwas ab, zumal dieser Volksmusiksendungen im Fernsehen moderierte. Näher fühlte sich Vater da seiner Herkunft, seinem heimatlichen Dialekt, und so hielt er, obwohl er nie eingeschworener Anhänger eines Vereins war, aus Tradition zum FC Nürnberg, zu den Clubberern, und, da seine Söhne streng geschieden waren in ihrer Leidenschaft für Bayern München und für die Münchner Löwen, abwechselnd zu beiden Clubs. Die Akklimatisierung an Württemberg ging so weit, dass er mitunter dem VfB Stuttgart Gutes wünschte.

Das Radio schaltete Vater erst nach der Halbzeitpause ein, wenn die Spannung stieg.